

Kaleb Erdmann
Die Ausweichschule

KALEB ERDMANN

**DIE
AUSWEICHSCHULE**

Roman

park × ullstein

Verbunden mit der Hoffnung
auf eine Zukunft ohne Gewalt

26. April 2002

Im Gedenken

Heidrun Baumbach

Lehrerin

Monika Burghardt

Lehrerin

Dr. Birgit Dettke

Lehrerin

Yvonne-Sofia Fulsche Baer

Lehrerin

Andreas Gorski

Polizeihauptmeister

Rosemarie Hajna

Lehrerin

Susann Hartung

Schülerin

Gabriele Klement

Lehrerin

Hans Lippe

Lehrer

Ronny Möckel

Schüler

Carla Pott

Referendarin

Helmut Schwarzer

Lehrer

Hans-Joachim Schwertfeger

Lehrer

Anneliese Schwertner

Schulsekretärin

Heidmarie Sicker

Lehrerin

Peter Wolff

Lehrer

Je mehr Bilder aus der Vergangenheit ich versammle,
sagte ich, desto unwahrscheinlicher wird es mir, dass
die Vergangenheit auf diese Weise sich abgespielt
haben soll, denn nichts an ihr sei normal zu nennen,
sondern es sei das allermeiste lächerlich, und wenn es
nicht lächerlich sei, dann sei es zum Entsetzen.

– W. G. SEBALD

Death is real
Someone's there and then they're not
And it's not for singing about
It's not for making into art

– MOUNT EERIE

Ich hab mir überlegt.

Eine gute Metapher für alte Erinnerungen, also, ich meine potenziell schmerzhaftere Erinnerungen, die man vielleicht auch ein Stück weit verdrängt hat, ja?

Ja, sagt Hatice.

Wenn man sich mit solchen vergrabenen Erinnerungen beschäftigt, dann ist ein Aufguss eine schöne Metapher.

Ein Aufguss, sagt Hatice und schaut in das graue Wasser.

Wie in der Sauna?, fragt sie dann.

Nein, nicht wie in der Sauna, sage ich. Eher so in Richtung Tee. Man hat dieses ganze Zeug, dieses vertrocknete Zeug, verschrumpelt, tot, okay?

Okay.

Das liegt unten am Boden, und man schüttet jetzt das heiße Wasser drauf, und plötzlich kommt was in Gang. Alles bekommt wieder Farbe und Geruch und Geschmack. Ich fand das ganz gut. Es war nämlich wirklich so bei mir, während der Recherche, meine ich. Und dann dachte ich mir, das funktioniert vielleicht auch für die Figuren im Buch. Die Metapher greift aber irgendwie nicht so richtig, weil ein Aufguss ja schon was mit Genuss zu tun hat. Was ich aber meine, ist ja eher –

Ein Nutria schält sich aus dem Fluss.

Eher schmerzhaft, sage ich. Und schwierig.

Na ja, du kannst ja Tee nicht ausstehen, sagt sie. Also passt es vielleicht doch.

Stimmt, sage ich. Vielleicht.

Das Nutria erhebt sich auf die Hinterbeine und streckt eine seiner Pfoten aus. Ich gebe ihm ein Stück Brot. Das Nutria nimmt das Brot und streckt seine andere Pfote aus.

Nee, eins reicht, sage ich, gebe ihm dann aber doch noch ein zweites Stück, das letzte. Das Nutria steht nun etwas unschlüssig da, in jeder Pfote ein Stück Brot, und sein Blick schweift ab.

Als ich an dieser Brücke das erste Mal ein Nutria gesehen habe, war ich richtig ehrfürchtig. Langsam bin ich in die Knie gegangen und habe seinen Fellrücken im Wasser beobachtet. Ein Biber, mitten in Frankfurt, dachte ich, unmöglich. Neben dem Brückeneingang sind diese Stufen, und man kann runter an den Fluss. Das Nutria kam aus dem Wasser direkt auf mich zu und hat sich vor mich hingestellt. Es hatte statt dieses breiten Paddels einen Rattenschwanz, es war also sofort klar: kein Biber. Mehr wusste ich damals nicht. Trotzdem ein magischer Moment. Es hat aber nicht lange gedauert, bis ich verstand, dass diese Tiere absolut keinen Respekt vor sich selbst haben und vor jedem beliebigen Besucher bereitwillig hin und her stolzieren, um im besten Fall ein paar Essensreste abzustauben. Im Sommer ist die Brücke eine richtige Attraktion, und Kinder überreichen den kleinen Wesen in Scharen die Reste ihrer aufgeweichten Eiswaffeln.

Tee trinken hat ja etwas Masochistisches, das dachte ich schon immer, sage ich. Dieses brühend heiße Wasser, man schüttet dieses brühende Wasser in sich rein, es muss gerade so heiß sein, dass es den Mund nicht verletzt, aber Schmerz ist ganz klar Teil des Rituals, den Schmerz auszuhalten, das ist ein zentraler Teil der Tee-Erfahrung.

Ich weiß, antwortet Hatice. Das erzählst du mir praktisch täglich.

Sorry, sage ich. Aber es ist wahr.

Das Nutria lächelt und setzt sich charmant in Szene. Wir blicken beide ratlos hinab auf das prärentiöse kleine Tier. Ich nehme das Aufguss-Thema wieder auf.

Ich hab das mit dem Aufguss-Bild mal ausprobiert auf jeden Fall, sage ich. Und auch ziemlich ausgebreitet, seitenlang. Und hab dann nachträglich in alles, was ich schon hatte, noch diese Sache mit dem Aufguss reingeschrieben, so was wie: Die Wucht der Ereignisse schlug ihm entgegen wie heißer Dampf, oder: Die Erinnerung entfaltete sich und gab ihren Duft frei, so was in der Art, solches Zeug, die ganze Zeit solches Zeug. Dann hab ich mir gedacht, scheiße ist das blumig, das ist zu blumig, viel zu, ich weiß nicht.

Zu blumig, sagt sie.

Ja. Viel zu blumig. Ich hab's dann wieder rausgestrichen, die ganze Aufguss-Sache. Ich glaube es gibt jetzt nur noch eine einzige Stelle, da sagt jemand so was wie: Als ob man heißes Wasser drüberschüttet.

Wo drüberschüttet?

Ich weiß es nicht mehr genau. Irgendwo drüber.

Okay.

Ich glaube nicht, dass man versteht, wie es gemeint ist.

Okay.

Ja. Morgen ist das Treffen.

Das wird schon. Der Text ist gut.

Das Nutria wendet sich jetzt an Hatice.

Ich hab auch nichts mehr, sagt sie.

So ein schönes Bild, wenn man eins gefunden hat, dann pusht einen das ein paar Tage, sage ich. Aber nicht lange. Eher wie ein Big Mac, man hat sofort wieder Hunger.

Ein Kind hüpfte neben uns die Betonstufen hinunter. Sein Gesicht ist verschmiert und krustig, in seiner Hand hält es einen Eiswaffelbatzen. Der kleine Mund steht leicht offen. Das Nutria und das Kind blicken sich an.

Katze, sagt es.

Na ja, sage ich.

Das Kind streckt die Hand mit dem Batzen dem Nutria entgegen. Das Nutria scheint kein Interesse daran zu haben. Es wendet sich ab, lässt sich ins Wasser gleiten und schwimmt davon, die Schnauze knapp über der Oberfläche.

Katze, sagt das Kind noch mal.

Ja, sage ich.

Sie schreiben hier –

Mein Exposé liegt plötzlich auf dem Tisch – woher kommt es – und leuchtet wie eine Neonröhre. Edding-

spuren strahlen aus dem Text, und Herr Mertens setzt seinen Finger auf eine davon.

Sie schreiben hier, dass Ihr Buch sich mit der Tat und deren Auswirkungen auf das frühere Ich des Autors auseinandersetzen will. Da ist ja nichts dagegen zu sagen, aber ich frage mich – entschuldigen Sie die Frage –, aber ich frage mich, ist das von Interesse für ein größeres Publikum?

Der Finger bleibt jetzt erst mal dort liegen. Über der Leuchtmarkierung steht in krakeliger Kugelschreiberschrift etwas, das ich nicht richtig entziffern kann, entweder Haha, Jaja oder Na ja.

Das ist natürlich ein Thema, klar. Ein Thema ist es schon. Aber es ist als Thema, denke ich, also fürchte ich, etwas, na ja, klein. Denn es geht ja auch um anderes, eher Alltägliches. Da ist das Großwerden eines Wessijungen im Osten der Republik – auch das ein ziemlich enger Fokus, eine etwas stille Angelegenheit.

Herr Mertens zieht jetzt mit bestimmter Geste die Papierhülle von seinen Stäbchen und reißt sie entzwei, dass es splittert. Ich blicke hinunter in meine gigantische Suppenschüssel und überlege, an welcher Seite ich mit dem Essen beginnen soll.

Kennen Sie Joachim Meyerhoff?, fragt er.

Klar, lüge ich.

Dieser Joachim Meyerhoff, der ist ganz toll.

Er versenkt die Spitze seiner Stäbchen im Teriyaki und löst aus der glänzend braunen Masse ein Stück heraus.

Sein großer Roman heißt *Dieses schreckliche*, ähm, *schreckliche Loch entsetz*, nein, *entsetzliche Abgrund*, nein, *die furchtbare* –

Er hebt sich das braune Stück behutsam in den Mund. Vorsichtig tauche ich den Löffel in meine Riesensuppe. Obenauf liegt ein Ei, ich nehme es auf und beiße hinein, es hat die Temperatur eines glühenden Stücks Kohle. Ich keuche. Der Rest fällt wie ein kleiner, nasser Sack zurück in die Suppe, das Eigelb verläuft in der Brühe.

Oh, diese entsetzliche Leere! So heißt dieses Buch. Also da geht es um eine Kindheit. Der Autor erzählt da eine Kindheitsgeschichte, aber wirklich ein bisschen abgefreakt, die Hauptfigur wächst nämlich auf dem Gelände einer psychiatrischen Einrichtung auf, aber das alles ganz alltäglich, wirklich super geschrieben mit so einem Twist, immer lebendig, nie langatmig, mit einer Nonchalance. Wirklich, wirklich, wirklich super.

Ich lächele freundlich. Cool, sage ich. Das klingt wirklich interessant, sage ich dann.

Die Stäbchen werden nun von Herrn Mertens auf der Serviette abgelegt und hinterlassen braune Schlieren. Er greift nach seinem Weinglas.

Wenn Ihr Roman so wäre, wenn Ihr Roman etwas hätte von Meyerhoffs, von Joachim Meyerhoffs –

Das leere Weinglas kommt zum Stehen.

Art.

Herr Mertens blickt sich jetzt nach dem Kellner um, fast hilflos. Der Kellner kommt und stutzt, denn er fragt sich, wohin der erst vor wenigen Minuten gebrachte Wein verschwunden ist.

Ich bin schnell, sagt Herr Mertens.

Der Kellner nimmt eine zweite Weinbestellung entgegen.

Wenn Ihr Roman so eine Meyerhoff'sche Art hätte, dann wäre das auch interessant, und wie sage ich Ihnen das, ohne dass es Sie verletzt, es wäre nicht so steif, verstehen Sie, nicht so steif eben. Ich finde, dass Ihr Text, dafür, dass er von einem jungen Mann geschrieben wurde –

Er zeichnet mit der Hand meine junge, nudelsuppenessende Silhouette nach.

einen etwas ernsten, fast akademischen Ton hat, der dem Ganzen etwas Braves gibt, wenn ich das mal so sagen darf.

Der Wein kommt.

Ich habe Ihr Debüt gelesen, sagt Herr Mertens und hebt das Glas zum Mund.

Es ist gut.

Danke, sage ich.

Es ist sehr gut, sagt Herr Mertens.

Vielen Dank, sage ich.

Umso überraschter war ich von diesem Text, der so. Er beendet den Satz nicht.

Sie nehmen mir das nicht übel, sagt er stattdessen.

Natürlich nicht, antworte ich.

Darf ich Ihnen vielleicht einen kleinen Rat geben.

Unbedingt, sage ich.

Sie müssen sich, denke ich, entscheiden, ob Sie einen ernsten literarischen Text schreiben möchten oder einen Zeitgeistroman. Im Moment hängt das noch ein wenig zwischen den Stühlen. Zumal Sie ja, wenn ich das richtig verstanden habe, vom Amoklauf nicht wirklich traumatisiert waren, Sie haben den Täter gesehen, aber keine Toten. Ich will damit nur sagen und kann nur hoffen,

dass Sie mich richtig verstehen, trotz des Erlebten ist Ihre persönliche Geschichte doch recht –

Er nimmt die Stäbchen wieder auf.
normal.

Herr Mertens richtet seine Aufmerksamkeit wieder auf die inzwischen erkaltete braune Masse.

Es bliebe also nur, das Normale wirklich außergewöhnlich zu erzählen, so, wie das zum Beispiel Joachim Meyerhoff macht. Es gibt da Spuren von Alltagskomik in Ihrem Text, aber die wirken merkwürdig verstreut, fast verloren, wenn ich das sagen darf.

Ich bekomme das Gefühl, dass ich noch nicht mal die Oberfläche meiner Suppenschüssel angekratzt habe. Wenn ich an einer Ecke etwas herausziehe, tauchen am anderen Ende zwei neue, überraschende Zutaten auf – ein Naruto-Fishcake, eine Scheibe Schweinebauch, ein Strauß Enokipilze, ein Blatt Pak Choi. Ich rühre und rühre und rühre. Ich schwimme.

Okay, sage ich. Schade. Aber ich verstehe, denke ich, was Sie meinen. Es sollte auch nicht so wirklich alltagskomisch sein, sondern eher ein bisschen –

Ein Shrimp erscheint zwischen zwei grünen Spargelstangen.

Nachdenklich vielleicht?, frage ich den Shrimp.

Herr Mertens blickt mir ins Gesicht und wartet, ob noch etwas kommt, aber ich bin fertig.

Dann sagt er meinen Nachnamen, mit einem Herr davor. Und dann:

Mein Problem ist auch: Ich bin eben so ein bisschen der Unterhaltungsonkel bei Sailstorff. Wenn Sie mir jetzt

gesagt hätten, Sie haben einen Krimi in der Schublade – super. Wenn Sie mir jetzt gesagt hätten, Sie haben einen Heimatkrimi in der Schublade – noch besser. Aber ich bin, denke ich, leider nicht der Richtige für Ihr Projekt. Ich kann Sie aber sehr gerne weitervermitteln.

Das wäre toll, sage ich. Vielen Dank.

1

Ein halbes Jahr zuvor stehe ich in einem Kiosk im Frankfurter Bahnhofsviertel vor dem Kühlregal und suche eine Flasche, die gut zum Reinpissen geeignet ist. Es ist sechs Uhr früh.

Die schweren, bauchigen, 1,5-Liter-Flaschen von *Volvic* hatten früher mal einen breiten, fast abflussgroßen Hals, in den man sehr gut pissen konnte. Die französischen Flaschendesigner haben ihre Hälse dann aber sukzessive in Richtung Knopfgröße verringert, die 0,75-Liter-*Evian*-Flasche wird seit einiger Zeit sogar nur noch mit Saugaufsatz verkauft, was das Reinpissen logischerweise komplett unmöglich macht.

Auch *Vittel* hatte gute Hälse, aber *Nestlé* hat die Marke vor einem guten Jahr vom Markt genommen, sie existiert nicht mehr. Ich vermisse *Vittel*.

Einen richtig breiten Hals haben inzwischen nur noch die Wasser mit zugesetztem Aroma, zum Beispiel *Volvic Essence Minze-Gurke* oder *Evian MIND Fresh Berry*. Ich entscheide mich also für eine Flasche Gurken-*Volvic* und eine Doppelpackung *Hanuta*, bezahle und bewege mich vorsichtig durch den kleinen Pulk von Drogenabhängigen am Beginn der Kaiserstraße. Sie tragen nur dünne Jacken, aber scheinen den eiskalten Januarmorgen nicht zu spüren. Ich nehme die Rolltreppe ins Zwischenge-

schoss, wo mich ein starker, scharfer Uringeruch empfängt.

Als wir Hatices Mutter bei ihrem ersten Besuch in Frankfurt vom Bahnhof abgeholt haben und uns über das Zwischengeschoss runter zur U-Bahn bewegten, habe ich scherzhaft mit Stadtführerstimme erzählt, dass dieses Zwischengeschoss das mit Abstand pissigste in ganz Deutschland sei und Leute von nah und fern anreisen würden, um diese Attraktion zu bestaunen beziehungsweise zu beschnupern. Wirklich, hat Zeynep verwirrt nachgefragt, weil sie den Witz nicht verstanden hatte, während Hatice hinter ihrem Rücken eine sehr bestimmte, an mich gerichtete Kehlschnittbewegung machte.

Das Zwischengeschoss ist verwaist, *Rossmann* und die asiatischen Dekorationsgeschäfte sind noch geschlossen. In einem düsteren Aufgang reden zwei müde Gestalten aufeinander ein. Ich fahre auf der anderen Seite des Zwischengeschosses wieder nach oben, in die verlassene Bahnhofshalle, und bewege mich zum ICE, der ruhig im Gleis liegt.

Der Ort, an dem ich vorhabe, in die Flasche zu pissen, ist das Elternhaus des Dramatikers.

Das hat wiederum mit meinem Zwang zu tun, vierbis fünfmal in der Nacht auf die Toilette zu gehen. Wenn ich in ungewohnter Umgebung unterkomme, erhöht sich die Frequenz stark. Deshalb bin ich irgendwann dazu übergegangen, aus Rücksichtnahme einfach eine Flasche zu benutzen, statt die ganze Nacht durchs Haus zu rumpeln wie ein Poltergeist. Das gilt insbeson-

dere für alte Häuser mit knarzenden, knackenden, quiet-schenden Türen und Böden, wie ich mir das Elternhaus des Dramatikers als eines vorstelle. Ich habe mir diese Vorsichtsmaßnahme angewöhnt, um anderen Menschen nicht mit meinem Tick auf die Nerven zu gehen, in diesem Fall eben den Eltern des Dramatikers, die ich noch nicht mal persönlich kenne. Ich will kein Geist in irgend-jemandes Haus sein, vielleicht, weil ich selbst Angst vor Geistern habe, was albern klingt, aber wahr ist.

Als Hatice von meiner Flaschenmarotte erfuhr, hat sie lange geschwiegen und dann den Raum verlassen. Hatice ist praktisch veranlagt. Sie hat keine Angst vor Geistern.

Ich bin mir unsicher, was den Aufenthalt, die Reise, die ganze Sache betrifft. Der ICE überquert den Main, und ich frage mich, was ich in Bamberg eigentlich zu suchen habe, beim Dramatiker und seinen Eltern. Ganz kurz habe ich vergessen, was ich mir von alldem verspreche.

Neben mir auf dem blauen Sitz liegt das Gurkenwasser, *Der Widersacher* von Emmanuel Carrère und das Doppel-*Hanuta*. Die Flasche spendet eine Spur Berechenbarkeit. Als wir Offenbach hinter uns lassen, trinke ich einen großen Schluck, der künstliche Gurkengeschmack verzieht mir das Gesicht.

Ich esse das erste *Hanuta*. Bei Hanau das zweite.

Die ganze Bamberg-Sache, die eigentlich eine Erfurt-Sache ist, hat ihren Anfang in einer Mail genommen, der Mail des Dramatikers.

Als sie mich erreichte, war es sehr früh am Morgen, gegen vier. Sie war nicht lange zuvor verschickt worden, um 1:26 Uhr, zu einer Zeit also, als ich bereits meinen zweiten oder dritten nächtlichen Toilettengang hinter mir gehabt hatte.

Es ist Mitte Juni, um die Sommersonnenwende herum, die ermüdende Zeit, in der die Nächte nur ein paar Stunden dauern und der Himmel schon um halb fünf grau zu werden beginnt. Ich liege mit geschlossenen Augen wach, eine nervtötende kleine Fliege zieht Schleifen durch den Raum. Im Allgemeinen mag ich den Sommer, aber diese frühen Aufgänge mag ich nicht, die Aufgänge und die Insekten.

Ich höre die erste Tram um 4:23 Uhr vorbeirattern, gehe auf die Toilette, dann die zweite um 4:43 Uhr, noch mal auf die Toilette, und dann warte ich nur noch auf die 5:03er-Tram, es kommen immer mehr – drei, vier, fünf Trams in der Stunde, um halb sechs knallt mir zusätzlich die Sonne auf die Augenlider, und es ist vorbei, ich bin wach. Man könnte das Problem mit dichten Jalousien lösen, aber die letzte Jalousie, die ich versucht habe aufzuhängen, ist schon nach wenigen Tagen beim Zug an der Leine aus der porösen Altbauwand gebrochen und hat sich auf mich fallen lassen. Seitdem verstaubt sie auf dem Regal wie ein langes, dünnes Akkordeon, auf dem niemand mehr spielen will.

Ich höre Hatice beim Atmen zu. Ein schiefer, kaputter Tag zeichnet sich ab, ein Tag mit schweren, schmerzenden Augen und klebrigem Kopf.

Die Gesichtserkennung macht die Handyentsperrung komplett lautlos. Beim alten Handy war da immer noch das satte Knacken des Homebuttons, ein winziges Geräusch, das manchmal aber schon ausreichte, um Hatice aufzuwecken, die ähnlich nervös schläft wie ich und ohnehin schon die ständigen Toilettengänge ertragen muss. Man könnte natürlich über getrennte Betten nachdenken, aber das ist ein Privileg, das nur alte Leute haben, und wir sind noch nicht alt, sondern erst Mitte dreißig.

Im Spamordner wartet die Mail des Dramatikers. Um ein Haar hätte ich sie gelöscht, weil der Dramatiker zwischen seinem Vornamen und seinem Nachnamen zwei Initialen stehen hat, was dem Absender einen leicht unseriösen Flair verleiht. Sie beginnt aber mit einer Anrede und meinem vollen Namen, das ist mindestens ungewöhnlich für eine Junkmail, also tippe ich darauf.

Der Dramatiker schreibt, er sei Dramatiker, und wir hätten eine gemeinsame Freundin, Johanna. Johanna und ich, wir würden uns aus dem Literaturinstitut kennen. Das stimmt. Ich kenne Johanna aus dem Literaturinstitut, aber nicht gut. Ich mag Johanna, sie ist jemand, mit dem ich jetzt vielleicht gut befreundet wäre, wenn wir am Einführungstag zufällig nebeneinander gesessen hätten, aber wir saßen an unterschiedlichen Ecken des Raumes und haben uns deshalb unterschiedlichen Freundeskreisen angeschlossen.

Der Dramatiker schreibt, er sei Jurymitglied eines Theaterpreises gewesen, bei dem Johanna teilgenommen habe. Sie seien auf mich zu sprechen gekommen, und zwar wegen eines Projekts, an dem er gerade arbeite. Er

sitze an einem Theaterstück über einen Amoklauf, vielleicht den Erfurter Amoklauf von 2002. Darin trifft sich ein geschiedenes Ehepaar nach langer Zeit am Grab seines Sohnes wieder. Sie erinnern sich an ihre gemeinsame Zeit und die schmerzhaften Ereignisse, die zu ihrer Trennung führten. Im Laufe des Stückes wird deutlich, dass ihr Sohn ein Amoktäter war, dass er viele Menschen und sich selbst erschossen hat.

Mehr möchte der Dramatiker jetzt noch nicht mitteilen, lieber will er sich einmal mit mir austauschen, natürlich nur, wenn ich dazu bereit bin, *mich imstande fühle*, wie der Dramatiker sich ausdrückt. Johanna hätte ihm nämlich im Vertrauen erzählt, dass ich damals auf der Schule gewesen sei, in Erfurt. Die Mail endet mit einer ungewöhnlich intimen Grußformel, so etwas wie *Sehr herzlich* oder *Mit freundlichen und herzlichen Grüßen*.

Ich lasse das Handy sinken und blicke in das zwielichtige Zimmer, auf meine Füße, die aus dem Laken und über den Rand des Bettes hängen. Im Raum liegt ein träger Dunst, es riecht nach schlechtem Schlaf und kaltem Schweiß.

Erfurt kommt mir sehr weit weg vor.

Ich wechsele von meinen Mails rüber zu Social Media und scrolle durch meine Timeline. Weil ich mein Handy gestern offensichtlich nicht lautlos gestellt habe, jault aus einem Reel ein Husky in die Stille, und Hatice schreckt neben mir aus dem Schlaf wie ein Springteufel.

Das kann unmöglich dein Ernst sein, sagt sie.

Ein paar Stunden später sitze ich am Schreibtisch und antworte dem Dramatiker. Es ist jetzt Tag, aber die Nacht hängt mir noch am Körper wie ein Rucksack. Ich lümmle mich so tief in meinen Stuhl, wie sein ergonomisches Design es mir erlaubt, nippe an einem Glas eiskaltem Karottensaft und denke darüber nach, ob ich mich *imstande fühle*.

Mir ist dieser Sound, in dem der Dramatiker mich anspricht, nicht neu, diese Behutsamkeit. Ich will mich darüber nicht lustig machen. Es ist gut, ein Gefühl für psychische Verletzungen zu besitzen. Ich glaube aber, dass das gewachsene Bewusstsein für *Mental Health* in diesem speziellen Punkt zu mehr Ratlosigkeit geführt hat. Man rechnet ständig damit, seine Mitmenschen mit einem ungeschickten Wort in eine grässliche Retraumatisierung zu schubsen, man traut den eigenen Worten eine empfindliche Sprengkraft zu, man hält sich für einen sprachlichen Gewaltverbrecher, und oft wächst sich das zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung aus.

Manchmal nervt mich diese Unbeholfenheit, vor allem wenn die Leute hektisch zwischen Neugier und Behutsamkeit hin- und herpendeln, wenn sie nachfragen, ob es *okay* ist, dass sie nachfragen, oder mir sagen, dass es *okay* ist, wenn ich nichts erzählen will, obwohl ich schon angefangen habe zu erzählen, so, als ob ich nicht selber wüsste, was *okay* ist und was nicht. An der Art, wie sie fragen, merkt man, dass sie sich für ihre Neugier schämen.

Ich stelle mir vor, dass der Dramatiker so jemand ist, der beim Zuhören sanfte Geräusche macht, die Einfühl-

samkeit vermitteln, aber gleichzeitig antreiben. Diese Vermutung wird sich später bestätigen.

In meiner Antwortmail versuche ich, seinem behutsamen Ton mit klaren Formulierungen zu begegnen, um mich aus der Position des rohen Eies herauszubewegen. Ich schreibe ihm, wir können gerne telefonieren, dass ich in den nächsten Tagen flexibel sei.

Tatsächlich bin ich in diesem Sommer sehr flexibel. Mein Debütroman ist im Frühling des letzten Jahres erschienen, er wurde freundlich aufgenommen, teilweise sogar lobend. Eine mittelgroße Stadt in Niedersachsen hat mir einen Preis verliehen, der den Namen einer Dichterin trägt, die in der mittelgroßen niedersächsischen Stadt gewirkt hat. Seitdem ist es still geworden. Im Grunde warte ich, dass etwas passiert. Ich schreibe hin und wieder Pointen für ein großes, profilloses Satire-Fernsehformat und mache Lektorate für einen großen, profillosen Sprachdienstleister. Im Wesentlichen warte ich und komme mir zunehmend profillos vor. Gestern hat mich meine Agentin angerufen.

Denkst du eigentlich an einen zweiten Roman?, hat sie gefragt.

Ich denke ständig an einen zweiten Roman, habe ich geantwortet.

Und schreibst du ihn auch?, hat sie nachgebohrt.

Ich denke ernsthaft ans Anfangen, bin ich ausgewichen.

Es stimmt. Ich denke sehr gründlich über einen virtuellen, noch nicht existierenden Roman nach, so, als gäbe es ihn schon: einen Roman über den Erfurter Amoklauf

von 2002 und mein elfjähriges Ich, das ihn erlebt und anschließend anderthalb Jahre in Gruppentherapiesitzungen verbringt. Ein Text über eine kollektiv traumatisierte Schule, ein Text über das Gutenberg-Gymnasium in den Jahren nach dem Amoklauf, über Gewalt und Verarbeitung.

Einzelne Fragmente dieses Textes existieren schon, zerstückelt in Tagebüchern, Schreibheften, Word-Dokumenten, Handynotizen, die sich über Jahre spannen, sie wurden immer wieder hervorgeholt, für schlecht befunden und zurück in die Schublade gespült.

Vielleicht ist jetzt der Moment für diesen Text, denke ich, vielleicht kann mir der Dramatiker helfen, eine Sprache zu finden, in der ich über Erfurt sprechen kann, und damit den großen Knoten für mich öffnen, an dem ich jetzt schon seit Jahren herumnestele.

Dienstag bin ich frei, schreibe ich. Mittwoch bin ich auch frei. Donnerstag hab ich um 11 einen Arzttermin. Ab 12 bin ich frei.

2

Der Bamberger Bahnhofplatz wird von zwei klotzigen Einkaufszentren in seiner quadratischen Form gehalten. Der Bahnhof selbst, ein geducktes Sandsteingebäude, besteht zum größten Teil aus *McDonald's*.

Ich schaue auf mein Handy, es ist aus, ich habe vergessen, es im ICE anzuschließen. Während der Zugfahrt hat sich der Dramatiker erkundigt, ob ich gut durchkomme, bei Aschaffenburg habe ich noch geschrieben, ich komme gut durch, und das ist das Letzte, was der Dramatiker von mir gehört hat. Er weiß noch nicht, dass ich tatsächlich gut durchgekommen bin, durch ganz Thüringen und ein Stück Nordbayern durch, bis nach Bamberg.

Ich sehe mich nach einer Uhr um und finde an einer Apotheke eine rote Digitalanzeige. Es ist jetzt acht Uhr dreißig, um neun muss ich spätestens am Theater sein.

Eine Karte könne er noch möglich machen, hat der Dramatiker mir geschrieben, als ich ihn fragte, ob es nicht doch noch irgendwie möglich wäre, sein Stück anzusehen, nachdem ich ja leider schon die Premiere verpasst hätte. Mit Ach und Krach habe er noch eine Karte aufreiben können, schrieb er, leider nur für eine Schülervorstellung um zehn Uhr morgens, hat er hinzugefügt.

Klasse, habe ich geschrieben, und dann noch, dass ich noch nie tagsüber im Theater gewesen sei und es sicher witzig wird. Die Mail war schon raus, als mir auffiel, dass *witzig* kein gutes Wort für ein Theaterstück über einen Amoklauf ist. Der Dramatiker hat daran aber keinen Anstoß genommen und mir viel Spaß gewünscht, was man ebenfalls besser hätte formulieren können, wir waren also quitt.

Es ist bitterkalt. Die Bamberger und Bambergerinnen sind in dicke Jacken eingepackt und bewegen sich mit schnellen Schritten über den Platz, den ein eisiger Wind beherrscht.

Ich denke kurz daran, in den *McDonald's* zu gehen, um noch schnell eine Apfeltasche zu essen und mein Handy anzuschließen, aber in anderthalb Stunden beginnt die Vorstellung, und zuvor soll es laut dem Dramatiker noch eine kurze Einführung geben. Ich weiß nicht, ob eine Stunde für den Dramatiker kurz oder lang ist, deshalb beeile ich mich besser. Im Zentrum des Platzes steht ein brauner Schilderstrauß, auf einem der Schilder steht *Theater*.

Ich überquere eine breite Straße und folge dem Schild in Richtung Innenstadt, an einer langen Sandsteinfassade entlang. Mir kommt dieser Stein sehr fränkisch und sehr vertraut vor. Ich bin nicht weit entfernt von hier, im fränkischen Bayreuth, in eine Grundschule aus Sandstein gegangen, ich erinnere mich an Schulausflüge ins Sandsteinflorenz Würzburg, ins wuchtige Nürnberger Sandsteinmittelalter und natürlich auch in die Sandsteinperle Bamberg. Von unserer Wohnung aus bin ich

oft mit dem BMX zum Steinbruch gefahren, um stundenlang steile Sandsteinrampen hoch und runter zu schlittern.

Auch gerade eben, im Regio von Würzburg, hatte ich nostalgisch-fränkische Gefühle, als mir vom Lesen kotzübel wurde. Die fränkischen Regios ruckeln und rattern so stark, dass man nicht viel anderes tun kann, als sich einen Fokuspunkt am fränkischen Horizont zu suchen und stur aus dem Fenster zu starren, bis die Fahrt vorbei ist. Der Regio zwischen Bayreuth und Nürnberg besitzt deshalb den wunderschönen Kosenamen *Pendolino*, was mir wieder einfiel, als sich vom Magen her ein flaes Gefühl breitmachte und ich gezwungen war, mein Buch wegzulegen.

Vielleicht, denke ich jetzt, kommt *Pendolino* aber auch vom Pendeln, vom Hin- und Herfahren zwischen zwei Städten. Aber meine eigene Version gefällt mir besser.

Und du bist also Dramatiker?, frage ich den Dramatiker.

Es ist Dienstagnachmittag, wir sind zum Telefonieren verabredet. Ich habe Bluetooth-Kopfhörer in den Ohren, ein offenes Notizbuch vor mir auf dem Schreibtisch, und ich spiele nervös mit einem auslaufenden Kugelschreiber herum. Meine Finger sind schon komplett verschmiert, obwohl unser Gespräch gerade erst begonnen hat.

Ja, genau, antwortet der Dramatiker und erzählt ein bisschen aus seinem Arbeitsleben, er mache viele Auf-

tragsarbeiten fürs Theater, und dieses Projekt für das Bamberger sei eine davon. Er wolle Amok schon sehr lange *zum Thema machen*, habe aber nie gewusst, wie man die Sache am besten *anpacken könne*, es gebe ja eine breite und vielschichtige Diskussion, die sich immer wieder verändere und weiterentwickle.

Breite Diskussion, schreibe ich sinnlos in mein Notizbuch.

Seine Stimme ist freundlich, aber bestimmt. Er spricht über seine Arbeit mit Sicherheit und Präzision, wie über ein großes, bereits finanziertes Bauvorhaben. Als ich ihm erzähle, dass ich über die Jahre selbst immer wieder versucht habe, den Amoklauf literarisch zu bearbeiten, letztlich aber gescheitert bin, aus ganz ähnlichen Gründen, komme ich mir vor, als würde ich einem Architekten erzählen, dass ich auch schon mal ein Legohaus gebaut, am Ende aber nicht genug Teile gehabt hätte.

Der Dramatiker geht darüber sanft hinweg. Er habe jetzt eine Idee, die ihm gut gefalle, nämlich die Eltern eines Amokläufers ins Zentrum zu stellen, das Gewicht, das auf ihnen lastet, das Gefühl, gleichzeitig den Tod des eigenen Kindes und die Schuldzuweisungen der Gesellschaft auf sich lasten zu haben.

Gewicht der Schuld, schreibe ich auf.

Er habe zu unterschiedlichen Amokläufen recherchiert, sich aber besonders intensiv mit Robert Steinhäusers Eltern beschäftigt, nicht zuletzt, weil sie sehr offen über ihren Sohn, ihre Trauer und Verarbeitung gesprochen hätten. Das sei unüblich für Eltern von Amoktättern.

Ich weiß, sage ich und bekomme das Gefühl, dass wir beide unschlüssig sind, wie wir in das eigentliche Gespräch einsteigen sollen, also stelle ich ein paar Dinge in den Raum, die mir zu Robert Steinhäuser und seinen Eltern einfallen, um dem Dramatiker eine Schlaufe zu bieten, in die er einhaken kann.

Ich erinnere mich, dass Robert Steinhäusers Vater bei Siemens gearbeitet hat und seine Mutter Krankenschwester war, dass die Steinhäusers eine vollkommen *unauffällige* Erfurter Familie gewesen sind, dass es keine häusliche Gewalt gab, keine Vernachlässigung, nicht im üblichen Sinne des Wortes.

Altbauwohnung, sage ich.

Urlaub an der Ostsee, sagt der Dramatiker zustimmend.

Wir beginnen, uns als Duettpartner durch die Vorgeschichte des Amoklaufs zu bewegen, kramen gemeinsam Details hervor, werfen uns Bilder zu. Wir bereiten uns einen gemeinsamen Grund, messen ab, wie viel der andere weiß, schaffen eine Basis für unser Gespräch. Wir sind Steinhäuser-Experten, zwei erwachsene Menschen, die in das Leben eines Erfurter Jugendlichen eindringen.

Robert Steinhäusers Großmutter hat im selben Haus gewohnt, erzählen wir uns, er hat sie jeden Tag besucht und oft bei ihr gegessen.

Thüringer Küche, sagt der Dramatiker.

Ja, Klöße und so was, sage ich.

Steinhäuser hat Hockey im Verein gespielt, sagt der Dramatiker.

Handball, korrigiere ich. Er ist erst im Herbst 2001 aus dem Verein ausgetreten, kurz vor der Tat.

Interessant, sagt der Dramatiker. Das langsame Rutschen in die Isolation.

Ich denke einen Augenblick nach, in unserem Duett entsteht eine kurze Pause.

Ich glaube, ich sehe es ein bisschen anders, sage ich dann und bringe damit einen Misston in unsere Harmonie.

Steinhäuser war kein Außenseiter. Er war nicht isoliert. In den ersten Artikeln nach dem Amoklauf wurde dieses Bild vom wütenden Einzelgänger gezeichnet, das bei vielen Menschen hängen geblieben ist. Das stimmt aber in Steinhäusers Fall nicht so richtig. Er hatte bis zuletzt Hobbys und Interessen, ein Netzwerk aus sozialen Kontakten. In der Zeit der großen Schulamokläufe in den Nullerjahren hat sich das Bild des Amoktäters als Mobbingopfer durchgesetzt, als jemand, dem die Welt zur Hölle wird und der sie dann aus Rache zur realen Hölle macht. Der Amokläufer von Winnenden, Tim Kretschmer, der 2009 in der Albertville-Realschule fünfzehn Menschen und sich selbst getötet hat, war so ein Außenseiter – einer, der in der Schule brutal getriezt wurde und dieses Motiv in seinem Abschiedsbrief auch offengelegt hat. Aber nicht Steinhäuser. Er stand zwar in der Schule unter Druck, weil er ein schlechter Schüler war und die meisten Lehrer ihn nicht mochten. Aber einsam war er nicht. Sein Spitzname war *Steini*, ein schweigsamer, aber ehrlicher und loyaler Typ, so wurde über ihn gesprochen.

Gut, aber er hat im Schießverein trainiert, sagt der Dramatiker. Das war das Hobby, das den Handball abgelöst hat. Und er hat sich Gewaltsachen im Internet angeguckt, zum Amoklauf in Littleton recherchiert. Er hat ab einem gewissen Punkt begonnen, aus einer Welt in eine andere zu rutschen. Oder?

Das stimmt wahrscheinlich, sage ich.

Wir setzen neu an, etwas weniger synchron als zuvor, wir haken ein gutes halbes Jahr vor der Tat ein, als Robert Steinhäuser vom Gutenberg-Gymnasium verwiesen wurde.

Weil er zu oft geschwänzt hat, sage ich.

Nein, er hat ein ärztliches Attest gefälscht, widerspricht der Dramatiker.

Steinhäuser ist zu diesem Zeitpunkt schon volljährig, er ist gerade achtzehn geworden, deshalb werden seine Eltern nicht über den Schulverweis informiert. Er unterschreibt ein Papier und kann gehen. Wir sprechen darüber, was Steinhäuser als Nächstes, nach seinem Schulverweis, getan hat. Das, was der Dramatiker einen Schwindel und ich eine Täuschung nenne.

Etwas über sechs Monate lang spielt er seiner Familie vor, weiter zur Schule zu gehen, Prüfungen zu schreiben, fürs Abitur zu lernen. Er geht morgens aus dem Haus und kommt am frühen Nachmittag zurück. Man weiß nicht so genau, was er den ganzen Tag getan hat, manchmal wurde er in einem Café an der Schlösserbrücke im historischen Erfurter Zentrum gesehen, wo er viel gelesen und geschrieben haben soll. Ein Freund traf ihn einmal in einer Videothek. Im *Hugendubel* am Anger hat

er sich *Romeo und Julia auf dem Dorfe* von Gottfried Keller gekauft. Er behauptete seinen Eltern gegenüber, der Text wäre Abiturstoff.

Ich erzähle, dass die Frage, ob Steinhäuser die Keller-Novelle, die immerhin mit einem verabredeten Selbstmord endet, wohl wirklich gelesen hat, eine wichtige Rolle in einem frühen Entwurf meines Erfurt-Textes spielte. Warum er aus allen Reclamheften im *Hugendubel* ausgerechnet dieses ausgewählt hat. Dass ich es intensiv durchgearbeitet habe, ohne genau zu wissen, wonach ich eigentlich suche. Dass ich lange versucht habe, den Text und die Tat irgendwie zusammenzukleben, und mir am Ende schmutzig dabei vorgekommen sei, wie ein Ausschlechter.

Das interessiert den Dramatiker aber nicht so richtig. Er schweigt geduldig, bis ich meine Gottfried-Keller-Story beendet habe, wie ein Musiker, der abwartet, bis sein Duettpartner sein Instrument fertig gestimmt hat. Dann macht er ein ermutigendes Geräusch und hakt an einer anderen Stelle wieder ein. Er möchte über das Zeugnis sprechen.

Weihnachten 2001 fälscht Steinhäuser sein Halbjahreszeugnis und ist dabei so klug, sich nicht zum Einerschüler zu machen, sondern nur geringfügig bessere Noten einzusetzen als in seinem letzten, katastrophalen Jahreszeugnis. Wir beide kennen das große *Spiegel*-Interview mit Steinhäusers Eltern aus dem April 2003, geführt um den ersten Jahrestag des Amoklaufs. In diesem Interview drückt es sein Vater genau so aus: »*Er hat das sehr geschickt gemacht, nicht zu gut, gerade passend.*«

Damals, im Dezember 2001, freuen sich seine Eltern, dass es bergauf geht.

Dem Dramatiker ist von diesem Interview vor allem der Einstieg in Erinnerung geblieben, die erste Replik von Günter Steinhäuser. Vom Interviewer gefragt, warum die Familie Steinhäuser nach dem Amoklauf eigentlich nicht aus Erfurt weggezogen sei, hat er geantwortet: *Das Schicksal ist doch das gleiche, egal wohin man zieht.*

Ich konnte mich wiederum an den Satz von Christel Steinhäuser erinnern, sie und ihr Mann hätten nach Roberts Tat über 1500 Briefe bekommen und nur ein einziger davon sei ein Hassbrief gewesen, nur einer, von Hunderten, alle anderen voller Anteilnahme und Trost. Ich sage, dass ich mich oft gefragt hätte, ob das stimmt. Wer diese 1500 Menschen gewesen sein sollen, die den Eltern eines sechzehnfachen Mörders Briefe voller Trost und Mitleid schreiben. Und was in diesem einen, dem einzigen bösen Brief stand und wer ihn verschickt hat.

Ja, antwortet der Dramatiker, das habe er sich auch gefragt.

Was wir da gemeinsam aufhäufen sind lauter Details, die etwas Literarisches haben, im Grunde Anekdoten. Das Fass ist angestoßen, und ein Strom fließt aus uns heraus, aus mir und dem Dramatiker. Zwischen uns bildet sich eine Anekdotenpfütze, so fühlt es sich an, formlos, folgenlos. Ich erinnere mich, wie es in den Wochen nach dem Amoklauf von diesen Anekdoten, diesen kleinen Erzählungen aus dem Leben der Steinhäusers gewimmelt hat, es hat sie geradezu geschneit, in den Zei-

tungen waren sie, im Fernsehen bei Sabine Christiansen, in den Gesprächen der Erwachsenen und von uns Kindern.

Der Dramatiker, merke ich, denkt genauso: in kleinen, erzählerischen Abschnitten, er mag Miniaturen, die irgendwie schon die ganze Geschichte enthalten. Man merkt, er schichtet die Anekdoten innerlich schon aufeinander wie Ziegel, er weiß genau, wo welche hingehört.

Ich erinnere mich, dass Robert Steinhäusers Eltern nach dem Amoklauf vor allem von der *BILD*-Zeitung wochenlang belagert wurden, und der Dramatiker kennt ein Detail, das mir neu ist, dass nämlich ein Anwohner am Erfurter Domplatz es den Eltern ermöglichte, von seiner Wohnung aus die große, offizielle Trauerfeier zu verfolgen, damit sie nicht unten auf dem Platz zwischen den Journalisten und den Zehntausenden Erfurtern stehen mussten, die gekommen waren, um den Opfern ihres Sohnes zu gedenken.

Versteckte Eltern, schreibe ich auf.

Ich weiß noch, dass ein aus der Vogelperspektive aufgenommenes Bild dieser Trauerfeier einige Tage später auf dem Cover des *Spiegel* oder des *Focus* oder des *Stern* abgedruckt wurde – der Erfurter Domplatz, schwarz vor Menschen und auf den Domtreppen das große Kreuz mit den siebzehn Lichtern davor. Siebzehn, nicht sechzehn, auch darüber ist lange diskutiert worden, ob man auch Robert Steinhäusers gedenkt, ob die Mörderkerze unterschiedslos, getarnt, zwischen den Opferkerzen stehen darf. Am Ende stand sie da, aber etwas

kleiner als die anderen und leicht abgerückt, im Abseits. Während des Gottesdienstes ging die Täter-Kerze als einzige mehrmals aus und musste neu entzündet werden. Das klingt ausgedacht, aber genau so war es. Ich musste dieses Detail sogar noch mal nachrecherchieren, weil es zu gut gepasst hat, weil ich es mir selbst nicht mehr geglaubt habe, weil es mir wie eine falsche Erinnerung vorkam, die ich mir unbewusst zurechtgezimmert hatte wie den auf seinem Kinderzimmerbett Gottfried Keller lesenden Robert Steinhäuser. In einem Sammelband, der Erfahrungsberichte von Menschen enthält, die in verschiedenem Ausmaß vom Amoklauf betroffen waren, als Überlebende, Angehörige, Psychologen oder Seelsorger, fand ich schließlich den Beitrag einer Pfarrerin, die an der Organisation der Trauerfeier beteiligt gewesen war und es genau so bestätigte: sechzehn Kerzen und die eine, abgerückte, die nicht richtig brennen wollte.

Einer meiner Mitschüler hat damals das Heft mit der unüberschaubaren Menge auf dem Domplatz mit in die Schule gebracht, und in der Pause haben wir uns alle darüber gebeugt und versucht, unsere eigenen kleinen Fünftklässlerköpfe in der Masse zu finden.

Da, ich bin berühmt!, hat jemand gesagt und auf einen der Stecknadelköpfe gezeigt.

Das erzähle ich dem Dramatiker, und wir lachen gemeinsam darüber, kurz und leise.

Nach über einer Stunde bemerkt der Dramatiker die Zeit und dankt mir für das Gespräch. Er fragt mich, ob wir einen zweiten Termin hinbekommen. Wir hätten

noch kein Wort über meine persönliche Erfahrung gesprochen, die ihn natürlich auch sehr interessiere. Natürlich nur, wenn das okay sei.

Das ist okay, sage ich.

Ich bin flexibel, sage ich dann.